

Neue Schweizer Literatur

Autor(en): **M.W. / O.A.**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu sagen erlauben darf, können nur Andeutungen gefühlsmäßiger Eindrücke sein. Das in wuchtigem Rhythmus einher-schreitende Reformationslied „Wir wollen han das laute Wort“, das schon erwähnte Arioso, die graziöse Musik italienischen Charakters zur Johannisnacht, dann das rührende Gebet der Cornelia, dem das kraftvoll aufgebaute, sehr wirkungsvolle Duett folgt, die musikalisch überaus dramatische Gestaltung des letzten Aktes sind mir in besonders lebhafter Erinnerung geblieben. Sie machen den Wunsch rege, das Werk in seiner Vollständigkeit kennen zu lernen.

Noch sei auf eine kleine dramatische Gabe hingewiesen, die allerdings nicht das Schicksal der vorgenannten Werke teilt; denn sie wurde schon vor zwei Jahren von einer Dilettantengesellschaft anlässlich des Gottfried Keller-Bazars auf die Bretter gebracht. Emilie Locher-Werling hat unter dem Titel „De Landvogt vo Gryfsee“*) Kellers Novelle für die Bühne bearbeitet und einen humorvollen, geschickt arrangierten Einakter geschaffen. Das hübsche, in Zürcher Mundart geschriebene Stückchen sollte sich im Spielplan unserer Dilettantensbühnen einbürgern, sofern Autorrechte hier kein Beto einlegen.

Emil Sautter, Zürich.

Neue Schweizerliteratur.

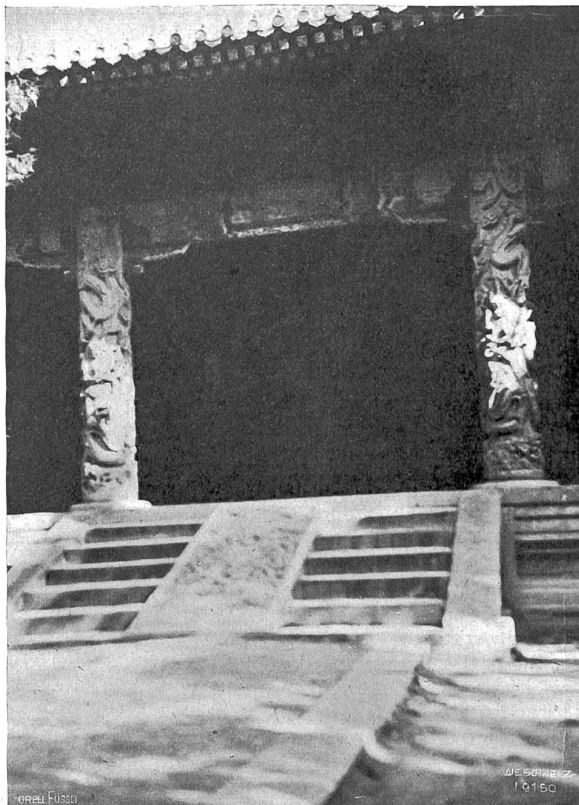
Es war noch im ahnungslosen Frühommer, zu einer Zeit, an die man heute zurückdenkt wie an das verlorene Paradies, als Heinrich Federers kleines Buch „Das letzte Stündlein des Papstes“**) erschien; aber schon damals empfand man diese Erzählungen wie eine Erlösung von den Trübseligkeiten der Zeit, wie eine Botschaft aus besserer Welt. Die Geschichten sind auf demselben Aste gewachsen wie die „Ambrischen Reisegegeschichtlein“, mit denen wir durch viele Wochen hin die Leser der „Schweiz“ erfreuen durften. Ja, eine davon, die stille, wundertiefe und morgenklare Erzählung vom heiligen Franz und vom Tode des großen Papstes ist unverändert ins Buch übergegangen und hat ihm auch den Titel gegeben. La bella Umbria verde, das Zauberland des jungen Tiber, wo die Zeiten der alten Etrusker, der römischen Kaiser und mittelalterlichen Päpste, die Zeiten großer Heiliger und großer Kämpfer zusammenklingen wie ein Tag und Gegenwart haben wie der heutige Tag, das Land mit den sanften reichbebauten Tälern und verschwiegenen Seen, mit den stillen burggekrönten Hügeln und den fahlen fremden Bergen, mit den kristallinen Horizonten, den glühendsten Sonnenuntergängen und der weiten, wunderstillen Sternennacht, dieses seltsame Land und sein seltsames Volk voll Rindlichkeit, Grandezza und anmutiger Furberie hat Federer mit der ganzen Kraft des visionären Dichters, dem jede Form geheimnishaftesten Wesens Neuerung ist, erfasst und in diesen scheinbar so anspruchslos hinsießenden Erzählungen lebendig gemacht. Aber sein Umbrien bedeutet dem Leser noch mehr als das holdselige Land am Trasimeno, es wird ihm zum Symbol alles dessen, wozu der moderne Mensch sich am innigsten sehnt, des klaren, erdenkräftigen, unverkrüppelten Daseins, der Welt starker, unkomplizierter Empfindung, des Lebens im Einklang mit den Kräften der Natur, darin der Mensch noch Herr ist seiner Zeit und ungeknechtet durch die anspruchsvollen Bequemlichkeiten der Zivilisation. Deshalb ist der Genuß dieses Büchleins wie ein unsäglich wohlthuendes Untertauchen in kinderfrohen Tagen, und das braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß unserer Vorstellungswelt ein dermaßen reinigendes Bad nie dringender nützt als in der verwirrten und verwüsteten Gegenwart.

Ebenfalls als Salzersches Einmark-Bändchen und ungefähr gleichzeitig mit Federers Buch erschien das „Hohlicht, eine schweizerische Soldatengeschichte“ von Johannes Jegerlehner***), ein merkwürdiges Werklein, dem man leider von

*) Narau, S. A. Sauerländer & Co.

**) „Ambrische Reisegegeschichtlein“. Heilbronn, bei Eugen Salzer, 1914.

***) Heilbronn, bei Eugen Salzer, 1914.



Chüfu Abb. 5. Tempel des Waters des Confucius.

Jegerlehners bester Art wenig anmerkt. Fast ist es, als ob der Dichter seine neue Schweizernovelle nach einem Rezept gearbeitet hätte, das einmal ein deutscher Kritiker dem schweizerischen Dichtervolk freundlichst zu liefern sich herbeileih. So etwas wie die Darstellung einer Totalität schweizerischer Daseinsformen scheint Jegerlehner in seiner personen- und situationsreichen Geschichte angestrebt zu haben; aber es ist doch mehr eine Summierung verschiedener Elemente geworden, die sich weder durchdringen noch eigentlich bedingen, und das Schweizerische bleibt trotz Hochgebirgspracht, Militärzauber, Alpenfrieden und Hotellerie doch mehr Dekoration, da die Geschichte selbst sich auf recht verbrauchten Romanmotiven aufbaut. An Einzelheiten, an reichen und packenden Naturdarstellungen und an einer Gestalt wie der verkrüppelte Schneider mit seiner merkwürdigen Geldfreude und Weltweisheit erkennt man wohl den Dichter und Gestalter Jegerlehner, wie wir ihn längst schätzen und lieben gelernt haben, und man freut sich auf sein nächstes Buch — so etwas wie eine Selbstbiographie ist uns verheißen — da er wieder aus echten Quellen schöpfen wird.

Während so Jegerlehners wohl etwas leichtin und von außen her gearbeitete Soldatengeschichte trotz dem Bestreben, Schweizerwesen in seinen verschiedensten Neuerungen zu zeigen, doch nur eine Theaterschweiz zu geben vermag, läßt uns ein anderer Dichter in einer einzigen Gestalt schweizerische Art mit ihrer ganzen Besonderheit, Kraft und Schwere in überwältigender Echtheit erleben, wir meinen den prachtvollen „Liberi“ von Ernst Zahn. Ganz durchgeföhlt, ganz von innen heraus gestaltet ist dieser gebildete Bauer und Gemeindefreiber, durchaus individuell in Charakter und äußerer Erscheinung und dabei doch von solch typischer Geltung, daß man gar nicht daran denkt, das Dorf, wo dieser schlichte Mann waltet, irgendwo lokalisieren zu wollen — oder besser, daß sich ihn jeder wohl in jenes Schweizerdorf versetzt, das ihm das liebste und vertrauteste ist. Das ist einer von jenen Mannen,

wie wir sie unter der alteingesessenen vornehmen Bauernsamen allenthalben in unserm Lande treffen können, aber wohl nur in unserm Lande, Leute von schwerflüssiger Art, die langsam reifen und spät erwachen, lenksam in der Jugend, aber, einmal innerlich erwachsen, von einer Unabhängigkeit und sicherem Selbstvertrauen, wie sie nur das Bewußtsein eigener Tüchtigkeit und Berechtigung verleiht. Helle und — bis zu einem gewissen Grad — studierte Köpfe, im Urteil gefählig und bestimmt, die sich den prüfenden Blick bewahren in jeder Lage. Die halten nicht starr am Alten fest und verfallen nicht dem Neheitsbuzel, Menschen, die trotz der abgemessenen und engen Lebensweise doch weniger Philister sind als wir alle; denn was ihre Lebensführung bestimmt, ist nicht Meinung und Gewohnheit der andern, sondern die eigene selbsterstrittene Ueberzeugung. Ich denke an meine Bernerheimat, wo ich auf einsam herrschenden Gehöften Bauern kannte, die ihre Uhren nach Gutdünken stellten, die ihren Weibern Richter und Seelforger waren, die an stillen Winterabenden Weltgeschichte studierten, um Politik und Geschichte des eigenen Landes in die großen Zusammenhänge rücken zu können, die ihre Klassiker kannten und Bücher lasen in fremden Sprachen, die sie selbst gelernt und eines Tages in fremden Ländern nachgeprüft hatten, in deren Stuben noch das Spinnrad schnurrte und in deren Ställen das elektrische Licht leuchtete zu einer Zeit, da noch vielerorts in den Salons der Städte die Petroleumlampe qualmte. Von der Art dieser Bauern ist der Liberius Arnold, der klaräugig und unauffällig und ohne Anspruch auf Anerkennung die Geschicke seiner Dorfschaft leitet, das eigene Schicksal aber seinem ganz persönlich empfundenen, von der Kirche unabhängigen Gotte anheimstellt, streng gehorchend dem eigenen Pflichtgefühl, und der die Kraft der Konsequenz besitzt, weder



Chüfu Abb. 6. Der „heilige Weg“ (im Hintergrund das von feineren Löwen bewachte Tor).

an seinem Gott noch seiner Ueberzeugung irregeworden, da ihm dieses Pflichtgefühl das spät erscheinene Lebensglück abräubt. Denn unantastbar und unverrückbar steht in diesem Manne seine innere Welt, die er auf den Grundfesten der Pflichttreue und des Gottvertrauens sich selbst erschaffen und in sich verschlossen hat und aus der er seine beste Kraft und seine Freiheit schöpft; daß der Dichter uns erkennen läßt, wie es diese selbe innere Welt ist, in der Schuld und Tragik im Leben des Mannes wurzeln und wie er es uns zeigt, nämlich nicht durch hinweisende Worte, sondern durch das bloße Ereignis, das ist ein Meisterstück psychologischer Kunst, wie man es nur ganz selten einmal antrifft. Die stille, gehaltene Geschichte des Liberius, in der alles Heiße und Laute wie durch die Art des Helden so auch durch die Sprache des Dichters, die sich hier in ganzer durchsichtiger, manierloser Meisterschaft zeigt, gedämpft wird, steht in dem eben erschienenen Buche „Uralkes Lied!“*) zusammen mit vier andern Erzählungen, deren Schwer-

punkt die Liebe hält. Die große tragische Liebe, die unerwiderte oder unerlaubte, die nicht zur Erfüllung führt und die, von steter Sehnsucht genährt, wohl die tiefste ist. Ueber jede dieser Erzählungen, darunter sich auch die seltsame, ins Reich der Legende und des Märchens langende „Trewula“ findet, die unsere Leser zuerst durften kennen lernen**), wäre so viel zu sagen. Es ist hier nicht Raum dazu, aber das sei wenigstens angedeutet, welche Erkenntnis von des Dichters neuer Art sich uns aus seinem neuesten Buch ergibt: Mehr und mehr verlegt Zahn sein Hauptthema, den Konflikt zwischen den urkräftigen Naturtrieben und den stillern Gewalten erworbener Anschauung, des Pflichtbewußtseins und der Weisheit aus einfachern und schwer beweglichen Menschen in solche von feinerer, komplizierterer seelischer Struktur; daher werden die Ausblicke weiter und allgemeiner, und da er seinen sensibleren Helden mehr Sprache gönnen kann als den hartkantigen, wortarmen Nespeln, vernehmen wir nun auch aus ihrem Munde gedankenschwere Ausprüche von Prägnanz und Klang, die in Zahns klare und leuchtende Kunst einen neuen gewichtigen Ton bringen. Eine wundervolle Weisheit liegt in all diesen Erzählungen, ein Wissen um die menschlichen Dinge, das in Tiefen greift und erschüttert; denn Ernst Zahn tritt nicht als fühler Seelenanalytiker an seine Probleme, sondern als stiller Gestalter, mit der überlegenen, alles verstehenden Liebe des Schöpfers.

Es ist erfreulich und verdient als Tat gebucht zu werden, daß es ein schweizerischer Verlag, das Art. Institut Drell Füssli, Zürich, wagte, in dieser bücherfargen Zeit gleich mit drei Publikationen des belletristischen Genres hervorzutreten, deren vor-



Chüfu Abb. 7. Ehrenbogen und weiße Marmorbrücke, die zur Grabstätte des Confucius führt.

*) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1914.

**) Vgl. „Die Schweiz“ XVII 1913, 415 ff. 439 ff. etc.



Walter Lillie, Zürich.

Studienkopf.
Zeichnung, 1906.

nehme und künstlerische Ausstattung nichts von der Sparsucht dieser Tage erkennen läßt.

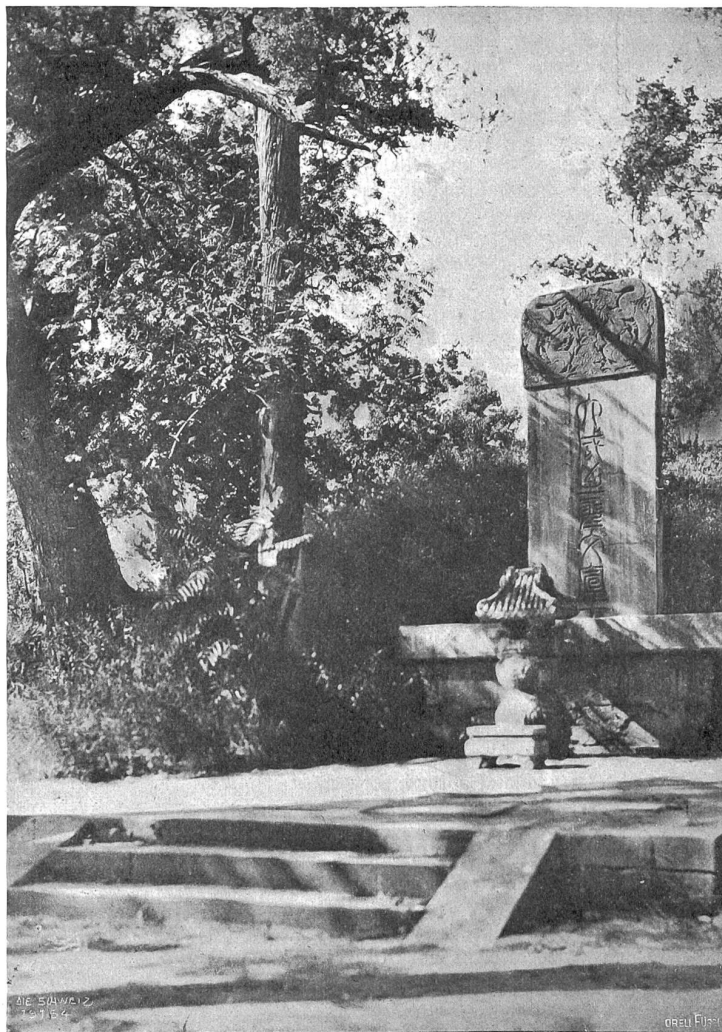
Die gedankenreiche, ganz in der Poesie des gesteigerten seelischen Erlebnisses wurzelnde, vom Wohlklang einer weichen, melodischen Sprache getragene Geschichte des Jochem Steiner von Hans Roelli, die zuerst in der „Schweiz“ erschien*), liegt nun in einem stattlichen, durch prächtig weiträumigen Druck, geschmackvollen Einband und hübschen Buchschmuck ausgezeichneten Buche vor, das für feine Menschen eine erlesene Weihnachtsgabe darstellt, besonders für solche, denen die Schmerzen und Wonnen der Jugend nicht zu ferne sind und die ein Organ haben für die Entzückungen der Natur. — Recht ein Gegenstück zu dieser ganz in zartes Naturempfinden getauchten bekenntrismäßigen Geschichte eines Träumers bildet Ernst Martis ebenfalls erfreulich ausgestatteter Roman „Die liebe alte Straße“. In dieser Erzählung, die weit lebendiger ist, als der ungeheuerliche Untertitel „Roman aus der neuern Kulturgeschichte der Schweiz“ vermuten läßt, machen Handlung und Geschehnis so ganz den Kern der Sache aus, daß die Naturschilderung, wo sie etwa auftritt, anmutet, wie so Zuckerröslein an der Torte: sie sind zum Abfallen bestimmt, und wenn man sich den Genuß des Backwerks nicht verderben will, darf man sie nicht mitessen. Aber, was sich entwickelt und geschieht, die vielfachen Lebens- und Liebesgeschichten aus jener Zeit, da die Eisenbahn unsere alte Bern-Zürichstraße veröden ließ, und wie dieses Ereignis in die Geschichte hineinspielt und Schicksale bestimmt, das ist interessant genug nicht nur für solche, denen Vertlichkeiten und Zeit vertraut sind. Und daß der Roman bei etwelcher Breitspurigkeit ehrlich und anschaulich erzählt ist, stellt man mit Vergnügen fest. Auch die Sprache, die vielfach aus schweizerischem Sprachgefühl und Wortschatz schöpft, entbehrt nicht der Kraft und Bildlichkeit, und es wird jedesmal schmerzlich empfunden, wenn der Autor einen Rückfall in die blassen Konventionen des Romanchargons erleidet. — Nach Art und Stimmung ungefähr die Mitte zwischen diesen beiden Büchern hält die Novellen- und Skizzen-sammlung von Rosa Weibel: „Von Lieb' und Leid“. Es ist erstaunlich, wieviel Ereignis und Handlung die meist ganz kurzen Erzählungen enthalten; aber da sie eine Lyrikerin schrieb und eine Frau von feinstem Empfinden, die überall in der menschlichen Seele den zarten, schnell und schmerzlich vibrierenden Saiten nachspürt, liegt ihr eigentlicher Gehalt doch mehr im Empfindungsgemäßen, Lyrischen. Technisch, formell sind die Sachen noch sehr verschieden, und einige von den siebenzehn Skizzen wären vielleicht besser aus der Sammlung weggeblieben, da sie noch Spuren früherer, dilettantischerer Darstellungsweise an sich tragen, und hinwiederum ist die größte, sehr gut erzählte Geschichte aus dem schweizerischen Soldatenleben etwas nach der sentimentalen Seite entgleist; aber daß die Autorin auch die schwere Kunst, in wenig Worten ein Schicksal aufzurollen, versteht, zeigt die zuerst an dieser Stelle**) veröffentlichte Skizze „Anne“ und, wie sie rührende Töne anzuschlagen weiß, ohne im geringsten rührselig zu werden, jene feinen Geschichtlein aus dem Leben der Kleinen wie „Giovanni“, „Ein kleiner Held“, „Bubi“ und der in seiner Schlichtheit so tiefe und andeutungsreiche „Kinderschmerz“. Das Buch, zu dem der geistreiche, romantisch faszinierende Ernst Georg Rüegg einen sehr eindrucksvollen Umschlag

geschaffen hat, wird vor allem den Frauen viel geben können. — Zweier Neuausgaben, die erfreuend auf Weihnachten erscheinen, sei hier auch gedacht. Noch zu seinen Lebzeiten hatte J. W. Widmann eine Neuauswahl unter seinen Novellen vorgenommen und auch schon die Einleitung dazu geschrieben. Drei davon, „Ein Doppelleben“, „Als Mädchen“ und „Rektor Müslins erste Liebe“, gibt nun der Verlag A. Francke als erstes Bändchen heraus*) in derselben hübschen und billigen Volksausgabe, in der uns letztes Jahr „Die Patrizierin“ neu geschenkt wurde. Des Dichters noch ungedrucktes Vorwort leitet die Erzählungen ein und rührt einem, ein rechter lebenswürdiger und geistesfeiner Widmann, eigen ans Herz. Ueberhaupt, wie es mit einer sonderlich schmerzhaften Wehmut erfüllt, in der blutigen Zeit unterzutauchen in Widmanns sonniger, beglückender, lebenssprühender, auf eins, ach, so ferner Welt! Möge diese Sonne recht vielen hineinleuchten in diesen trübsten Winter!

Der Zürcher Verlag Rascher & Cie. gibt die Sprüche des persischen Weisen aus dem elften Jahrhundert Omar Khayyam in der Uebersetzung von Hector G. Preconi**), die früher als schlichtes Bändchen hier erschienen, nun als Prachtwerk heraus, in wundervoller typographischer Ausstattung und

*) J. W. Widmann. Ein Doppelleben und andere Erzählungen. Bern, A. Francke 1915.

**) Omar Khayyam, Die Sprüche der Weisheit, deutsch von Hector G. Preconi, Bilder von Edmund Dulac. Zürich und Leipzig, Rascher & Cie. 1915.



Chifu Abb. 8. Grabstätte des Confucius.

*) Bgl. „Die Schweiz“ XVII 1913, 14 ff. 39 ff. etc.

**) Bgl. „Die Schweiz“ XI 1907, 543 ff.

mit zwanzig seitengroßen farbigen Illustrationen von Edmund Dulac. Es sind sehr zarte märchenhafte Phantasien und so fein und schmelzend die farbige Reproduktion, daß sie an japanische Oblatenmalerei gemahnt, und es bietet einen seltsamen Reiz, diese Spruchweisheit voll Lebensglut, voll überlegener Skepsis und tief sinniger Mystik zu genießen zusammen mit solcher Wollust süßer und märchenzauberischer Bilder. Als vornehme Weihnachtsgabe eignet sich die glänzende Publikation vorzüglich.

Karl Heinrich Maurers Bodenseebuch*), das letztes Jahr so stattlich seine Laufbahn antrat, erscheint heuer nicht minder inhalts- und schmuckreich. Und es macht einem jetzt besondere Freude, weil es, eine Landschaft, durch die verschiedene Landesgrenzen laufen, als Einheit auffassend, recht als ein gesunder und verheißungsvoller Protest gegen die trübselige Grenzappolitik dieser grausamen Tage gibt. Freilich, der deutsche Verleger scheint diesen tiefen Sinn seiner Publikation nicht erfasst zu haben, da er in einem bänglichen Begleitsschreiben das Deutschtum des Buches so sehr betont. Aber derlei wirft man in den Papierkorb und hält sich an die Sache selbst und freut sich, ein Buch in Händen zu haben, das weder deutsch noch schweizerisch ist, sondern einfach menschlich und künstlerisch gut, das deutsches und schweizerisches Wesen so traut und klar spiegelt, wie der herrliche See die Bilder beider Ufer in seinen Wassern trägt. Es tut so wohl in diesen Tagen, verschiedene Temperamente sich ergänzen statt bekämpfen zu sehen. Auf den vielgestaltigen Inhalt — das Buch umfaßt neben dem original illustrierten Kalendarium zwölf Novellen, acht Aufsätze, zahlreiche Gedichte und Bilder — können wir hier nicht eintreten. Aber hinweisen möchten wir zum mindesten auf Otto von Greiner's Essay „Meine Sprachgeschichte“, nicht bloß, weil uns da die entzückend zu lesende, anregende Werdegeschichte eines feinsten Sprachkenners und eines unserer bedeutendsten und beliebtesten Erwecker schweizerischer Art- und Sprachbewußtseins gegeben wird, sondern weil in dieser interessanten Studie neue Gesichtspunkte für die Sprachforschung wie für die experimentelle Psychologie sich aufstun und vielleicht der Grund gelegt wird zu einer neuen Wissenschaft.

Auch Oskar Freis trefflicher „Schweizer Heim-Kalender**“) setzt tapfer seinen Weg fort. Mit Recht; denn niemals war es nötiger und verdienstvoller, das Banner schweizerischer Art und Kunst hochzuhalten als in diesem Augenblick, wo alles darauf ankommt, daß wir uns der eigenen Kraft und Pflicht bewußt werden. Und für echtes Schweizertum ist der Heimkalender von allem Anfang an eingetreten. Der achte hübsch illustrierte Jahrgang enthält eine Reihe wertvoller Erzählungen, Skizzen und Gedichte unserer namhaften Dichter und verschiedene Aufsätze, darin die Landesausstellung, schweizerische Kunst und Architektur, literarisches, wirtschaftliches und auch die Frage des Krieges Berücksichtigung finden.

Die wadere, entsagungsfreudige Schweizerin wird vom heurigen Weihnachtsmann nicht viel erwarten; aber soviel dürfte sie schon von ihm verlangen, daß er ihr, wie er den Kindern einen der famosen Schülerkalender spenden wird (oder Conrad Uhlers vortrefflich redigierte Schülerzeitung***), auf die wir hier mit allem Nachdruck hinweisen möchten), das schöne Jahrbuch der Schweizerfrau bringe. Clara Büttlers wohlausgestatteter Frauenkalender†) hat seinen fünften Jahrgang, wie es uns scheint, zu besonderer Fülle auswachsen lassen, enthält er doch neben vielen literarischen Gaben eine stattliche Reihe von Aufsätzen über gar verschiedene Fragen, die den Frauen besonders anliegen. Auch die reichlichen Illustrationen sind gut gewählt, sodaß sich das Ganze zur wertvollen Gabe rundet. M.W.

*) Das Bodenseebuch 1915. Konstanz, Neuß & Jitta. **) Zürich, Arnold Bopp & Cie., 1915. ***) Illustrierte schweizerische Schülerzeitung (Der Kinderfreund). Bern, Buchdr. Birkler & Co. †) Aarau, Sauerländer & Co.

Da man nie müde werden sollte, von Gottfried Keller zu hören, und gerade jetzt ein wenig Sonnenglanz und Künstlerfreude gut tun möchte, so greife man frohgemut nach dem feinen neuen Büchlein aus dem Huberschen Verlag in Frauenfeld: „Gottfried Keller. Heimat und Dichtung“. Es bringt Schaupläze aus Kellers Leben und Dichtwerk*). Zeichnungen sind darin von Emil Bollmann, dem in seiner geistigen Eigenart den Lesern der „Schweiz“ bestbekanntesten Winterthurer Künstler, der nun seit dem Sommer an der Grenze steht im Vaterlandsdienste. Der junge Gelehrte Fritz Hunziker hat sehr gewandt das Begleitwort geschrieben dazu. Im Bild und Text lebt Gottfried Keller, und es wird gezeigt, wie hell Heimat und Dichtung des Zürcher Meisters einander erleuchten und wie der geniale Beobachter früh als Maler seine Umgebung Zürich, Glattfelden und die nahe Rheinlandschaft treu erfaßte, um sie später, viel später manchmal, als Dichter in Kunstwerke umzusetzen. Diesem Ineinanderspielen vom heimatischen Naturbilde bis zu der verklärten Dichtung gehen die zwei Herausgeber nach, und zwar stehen beide mit ihrer Huldigung für den Großen und in Begeisterung und Verständnis für ihre Aufgabe in einem anmutigen Strahle der mächtigen Dichtersonne selbst. Und sie wissen es dem Leser und Betrachter so eindringlich zu machen, als wäre er selbst dazu gehörig und würde ringsum durch vertraute Gegenden streifen. Emil Bollmanns glücklich erschaute, durchlebte und romantisch verträumte Zeichnungen besitzen den ganzen für Gottfried Kellerstätten notwendigen Glanz und schaffen inneres köstliches Wohlbehagen. Einen lockern und gleichwohl fest zusammengehaltenen Federstrich weisen sie auf. Sie flimmern förmlich in ihrer durchsichtigen Art und vermögen die Wirklichkeit bis zum Entzücken des Beschauers umzudichten. Bollmann läßt das Himmelslicht auf fruchtbeschwerten Bäumen und auf Blättergewirren sich lagern, rafft dann als starke Gegenmasse die Schatten dunkler Zürcher Gassen und troziger Schlösser zusammen und füllt alte Städtchen mit dem ihnen zukommenden Zauber. Er belebt das ländliche Motiv etwa durch eine flüchtig eingefügte Figur oder einen Flug Vögel, und er weiß namentlich die Luft geistvoll abzugrenzen. Das Begleitwort von Fritz Hunziker hat sich indes beinahe zu einer knappen literarischen Studie ausgewachsen. Daran ist der Literaturhistoriker schuld, der schon einmal in vorzüglicher Weise die besondere Gabe seines Gottfried Kellerverstehens kundgetan hat in der wertvollen Arbeit „Glattfelden und Gottfried Kellers Grüner Heinrich“. Nun brachte er von neuem seinen ernstesten beweglichen Forschergeist in das kleine Buch hinein. Er beginnt auch gleich mit einer anregenden Darlegung über die Wirkung des schweizerischen Landschaftsbildes auf die künstlerisch schaffenden Geister unseres Landes. Dann zergliedert er flug, wie und in welcher Stärke dem Städter Keller das schöne Buch der Natur aufging von seinen Wortgemälden in den frühesten Skizzenbüchern an und wie zuerst aus dem allgemeinen Naturempfinden heraus das besonders landschaftliche gewachsen war. Er rührt sogar daran, daß der Dichter mit der von ihm dargestellten Landschaft ein ähnliches und innerlich verwandtes Wesen hat, und er legt in den Prosaerwerken und namentlich in der Lyrik Kellers mit zartfühlendem Griff das Silbergespinnst der Zusammenhänge bloß. Im gleichen Sinne sind auch die Zürcher Häuser aus der Kindheit von den engen Gelassen an bis zum sehnsuchtwedenden Ausblick aus dem Dachkammerlein betrachtet. Und es ist schön, wie gelegentlich die eigene Wärme und Heimatliebe des Verfassers in der Schilderung durchbricht. Sein Stil ist klar und fließend, wie er ja unter dem hohen Vorbilde nicht anders sein dürfte. Und neben den einfach hübschen Umschlag und den angenehmen Druck gefellt sich als dritte Empfehlung der bescheidene Preis der kleinen Schrift, was alles in allem zugleich mit dem poetisch, künstlerisch und gelehrten Zusammenwirken der beiden Verfasser dem Buche seine verdiente — eine verbreitete Aufnahme unbedingt bescherten sollte. O. A.

*) Vgl. dazu unser G. Keller-Best im XVI. Jahrg. (1912) S. 543 ff.